Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 81 (1955)

Heft: 23

Rubrik: Heiter ist das Leben

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

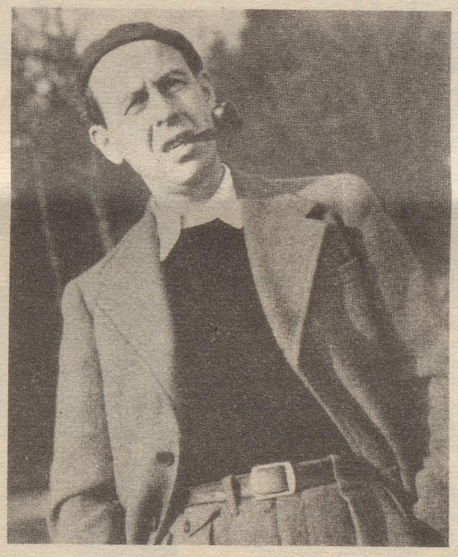
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Heiter ist das Leben

Mein erstes Honorar

Von Emil Schibli

Ich war damals Stift bei Rascher & Cie am Rathausquai in Zürich. Es handelte sich um reinen Zufall. Ich mußte einen Beruf erlernen, der als zuverlässiger Brotlieferant gelten konnte. Dem Zuge meines Herzens folgend, hätte ich Dichter werden müssen. Daß man in der Schweiz vom Dichten nicht leben kann, wußte schon der Jüngling. Das Dichten wird bei uns (wie die meisten Künste) zu den Gvätterlibeschäftigungen gezählt, etwa so, wie wenn einer in seiner freien Zeit ein Modelleisenbähnchen baut. Geschätzt wird allein die Kunst des Geldverdienens. Erst wenn er Geld verdient, ist ein Künstler eine achtbare Person. Ich fand mich damit ab, dichtete aber nebenbei trotzdem. Herr Rascher hat, ohne daß er es ahnte, dieses Laster, welches ich bis heute nicht losgeworden bin, gefördert. Die Wahrheit ist, daß ich in seinem Laden nicht glücklich war. Daran war natürlich nicht mein Chef, sondern ich selber schuld. Ich sehnte mich nach Himmelbläue. Es gab aber keine. Es gab (für mich) nichts als Gräue und Langeweile in diesen Bücherräumen, jedenfalls keine Zeit zum Träumen. Außerdem wurde ich vorerst in eine Art Zuchthauszelle gesteckt. Dort hatte ich Fakturen zu ordnen oder Adressen zu schreiben. Den ganzen langen, keineswegs lieben Tag. Wenn meine Augen auf Wanderschaft gehen wollten, sahen sie durch ein halbblindes Fensterchen an eine kaum zwei Meter von meinem Standorte entfernte, düstere Hausmauer hinüber. Zwischen mir und der Mauer kroch das Ankengäßchen lustlos und greisenhaft, mit abgestandenem Atem ins Niederdorf hinauf. Wie gesagt: es war nicht schön. Ich war kein Hochstapler Krull (schon gar kein Felix!) und konnte nicht wie jener hoffen, einmal hoch und weit hinauszukommen. Es blieb mir nur das Dichten. Und es blieben mir ein paar Bücher, die ich am späten Feierabend mit nach Hause nahm und in meiner Dachkammer bei schlechter Beleuchtung las. Diese Bücher waren: der ‹Peter Camenzind› von Hermann Hesse, ‹Der Rosendoktor› von Ludwig Finckh, die ‹Zwölf aus der Steiermark› von H. R. Bartsch, und noch einige andere, die ich längst vergessen habe. Hier endlich wehte dann Dichterluft. Zusätzlich waren es natürlich auch noch meine eigenen Verse, die mich sozusagen über Wasser hielten. Mein Gott, wie sie mich berauschten, wie sie mich (fünf Minuten lang) glücklich machten! Ich sandte sie immer wieder an Zeitungen und Wochenblätter. Weil ich



Emil Schibli

eine Briefmarke beilegte, kamen sie zurück. Das war dann jedesmal so, als ob man mich zum Tode verurteilt hätte. Dennoch gab ich nicht auf. Ich bombardierte die Redaktionen weiterhin mit meinen Gedichten. Und – o Wunder! – eines Tages erschien eines davon im ‹Tages-Anzeiger›. Schwarz auf weiß. Gedruckt! Ich bin überzeugt, daß es an jenem Tage keinen glücklicheren Menschen in Zürich gab.

Etwas später bekam ich einen Fünfliber für mein Gedicht. Am Abend – es war Sommer – ging ich nicht nachhause wie sonst, sondern an den See. Mit meinem Fünfliber in der Tasche. Bei einem Bootvermieter mietete ich mir ein Ruderschiffchen. Ein elegantes, schlankes, lakkiertes Ding mit Rollsitz. Der Abend war zauberhaft. Ich hatte die Welt nie so schön gesehen. Es war einerseits zum Weinen, anderseits zum Jauchzen. Die Lebenslust versprengte mich fast. Ich legte mich in die Riemen wie ein junger Wikinger und fuhr mitten auf den See hinaus. Liebespärchen trieben an mir vorüber. Die Ruder ließen sie einfach baumeln, damit sie sich (die Pärchen) umschlingen konnten. Es machte mich traurig. Weshalb hatte ich kein Mädchen? Wer zuerst als ein Dichter sollte eine Geliebte haben? Er kann doch seine Verse nicht aus dem Daumen saugen. An Lippen müßte er saugen dürfen, an Rosenlippen!

Ich weiß nicht warum es so war: aber von diesem unseligen Augenblicke an ging alles schief. Es dämmerte. Dann wurde es dunkel. Das Wasser war auf einmal schwarz wie Tinte. Ich stemmte mich in die Ruder, um das Boot seinem Besitzer zurückzubringen. Ho-hopp! Da geschah es. Das eine Ruder, das auf der rechten Seite, hob sich plötzlich über den Zapfen hinaus, entglitt meiner Hand, und fort war es, das Ruder-Luder! Ich paddelte mit dem andern mühsam im Kreise herum, suchte und suchte. Umsonst.

Um elf Uhr nachts erreichte ich, völlig abgekämpft, die Küste. Der Bootvermieter hatte weder Mitleid noch Verstand. Er war wütend. Meinen Fünfliber, den ich als Pfand hatte hinterlegen müssen, behielt er. Dazu mußte ich ihm auch noch, weil der Fünfliber mein ganzes Barkapital war, meine Taschenuhr abliefern.

«Wenn das Ruder wieder zum Vorschein kommt, können Sie Ihre Uhr hier abholen. Andernfalls behalte ich sie. Es sei denn, Sie bringen mir noch einen Fünfliber.»

Auf dem Heimweg weinte ich. Dichter brauchen sich des Weinens nicht zu schämen.